

zwei Haufen auf. Den größeren der beiden – bestehend aus Dingen, von denen wir einmal gedacht hatten, sie zu brauchen – beschlossen wir zurückzulassen. Der kleinere Haufen bestand aus dem Notwendigsten: aus allem, was man brauchte, um drei Monate zwischen den höchsten Gipfeln der Welt zu überleben.

Am nächsten Tag sollte uns ein Kleinbus über himmelhohe Pässe in den Norden bringen, zum Anfangspunkt eines unmarkierten Wanderwegs. Von dort aus wollten wir zu Fuß weitergehen, den Rücken der großen Himalaja-Gebirgskette überqueren und in diesen Strudel aus Gipfeln und umkämpften Grenzen eintauchen, in dem China, Pakistan und Indien aufeinandertreffen. Unser Ziel war Karsha Gompa, ein tausend Jahre altes buddhistisches Kloster, das oberhalb des Zusammenflusses zweier großer Flüsse wie

eine Muschel am Fels klebt – bis zum Winter sollte es unser Zuhause sein.

Im angrenzenden Zimmer, die Tür stand leicht offen, schliefen beide Kinder im Wind eines Ventilators tief und fest. Ihre Wangen waren gerötet, die Laken beiseitegestrampelt. Bodi, kastanienbraunes Haar, knochig und schlaksig wie ein Karibu, war sieben Jahre alt. Ein nachdenklicher und ziemlich schlauer Junge, der im Umgang mit Fremden eher zögerlich war und feste Abläufe brauchte. Der dreijährige Taj war das Gegenstück zu Bodi – er hatte blondes Haar, war immer guter Dinge und lachte viel. Schon als Baby war er anderen gegenüber leicht zugänglich gewesen.

Während ich unsere schlafenden Kinder so betrachtete – offene Münder, getrocknete Spucke auf den Wangen, in ihrer Art vollkommen, voller Vertrauen, zerbrechlich –, legte sich für einen Moment ein Schatten

über mich. Nach dem morgigen Tag gäbe es keinen Weg mehr zurück. *Welche Gefahren erwarten uns? Ist diese Reise wirklich das Beste für sie? Oder will ich mir hier selbst etwas beweisen?* Ich sah Christine an, sagte aber nichts. Ich wusste, dass auch sie sich Sorgen machte, auf ihre Art.

In schweißnassem Trägershirt und mit verstrubbeltem, blondem Haar versuchte meine Frau gerade, Zahnbürsten, Feuchttücher und Hotelshampoofläschchen in einen widerspenstigen Packbeutel zu quetschen. Sie spürte mein Zögern und zeigte auf das Durcheinander an Filmausrüstung zu meinen Füßen.

„Ich glaube nicht, dass du das Zeug wirklich brauchst. Wir haben sowieso schon zu viel dabei. Und einen Film zu drehen, das lenkt dich nur noch mehr ab.“

„Ja, ja, ich weiß, aber ...“

Ich wollte das Filmprojekt jetzt nicht aufgeben. Immerhin hatte ich schon Tausende von Dollars in die neue Ausrüstung gesteckt: Schwebestativ, Kameraschienen und kabellose Mikrofone. Und nachdem ich gelernt hatte, damit umzugehen, hatte ich alles mit großem Aufwand nach Manali befördern lassen, in der Absicht, einen Dokumentarfilm über unsere Zeit im Kloster zu drehen.

Stur versuchte ich, ein sperriges Stativ in einen übervollen Seesack zu zwängen, jedoch ohne Erfolg.

„Im Ernst, du solltest es wieder nach Hause schicken“, sagte Christine. Und mit einem Seufzer fügte sie hinzu: „Langsam habe ich die Nase wirklich voll von diesen Kameras.“

„Diesmal wird es anders sein“, versprach ich. „Nur ich filme.“

Ich sagte das zwar, wusste aber

gleichzeitig, dass ich ihr schon genug abverlangt hatte.

Ein Team vom Travel Channel, einem amerikanischen Reisefernsehsender, hatte uns von dem Tag an begleitet, an dem wir unser Zuhause in Kanada vor zwölf Wochen verlassen hatten, und von morgens bis abends gefilmt. Daraus entstand dann die Serie „Big Crazy Family Adventure“. Vor allem waren es junge Leute in den Zwanzigern mit Tattoos und Nasenringen, die flachkrepelige Baseballmützen und Skaterschuhe trugen. Mein Ego hatte mich dem Fernsehprojekt noch in letzter Minute zustimmen lassen. Ich betrachtete es als Chance, mein freiberufliches Schreiben und meine Karriere als Fotograf voranzubringen – und außerdem konnten davon die Rechnungen während unserer sechsmonatigen Abwesenheit bezahlt werden. Von Natur aus introvertiert, war